



Abend:

Zeitung.

193.

Dienstag, am 13. August 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Ed. Hell).

Der Niagara fall.

Wo ist Dein Reich, wo trágst, Tod, Du die eiserne
Krone,

Und sitzest auf gewalt'gem Throne?

Dort, wo der Wasser Strahl
Vom Felsen fällt in's Thal;

Dort, wo die Fluth zerstäubt, die sich im Donner er-
gossen,

Vom Nebelschleier rings umflossen;
Dort, wo der Sonne Licht
Im Dampf sich farbig bricht.

Was durch dieß Thor ging ein, nie ward es wieder
gesehen,

Wie Moses nicht auf Horeb's Höhen;
Hier ist des Gottes Wort,
Er, der gewalt'ge Tod.

Im Kanoe
Schwimmt auf ruhiger See,
Groß nur für sie, aus Baumes Rinde,
Jagdmüd' die Rothhaut, leis' hingetrieben vom Winde.

Es schmückt ihr Haupt,
Was dem Bären geraubt,
Zottiger Pelz mit seinen Ohren;
Neben ihr liegt ihr Pfeil, welchen sie nie noch verloren.

Ein Segeltuch
Hängt zu schnellerem Flug
Sie an die Stang'; die luft'ge Fahne
Blähet ein günst'ger Wind, Flügel verleiht sie dem Rahne.

Doch horch! der Schall
Niagara's im Fall
Dringt zu ihr; fern am Himmel siehet
Nebel sie, Dampf und Rauch, der in die Wolken entfliehet.

Der Rothhaut graut;
Mit den Wundern vertraut,
Wendet sie um die Pirogaie.
Sieh! da erschaut ihr Aug' hoch in der himmlischen Bläue

Den Falken dort.
Vorwärts, Segeltuch fort —
Und, hingestreckt in Rahnes Tiefe,
Schaut sie, bereit den Pfeil, als ob die Gottheit sie rief.

Bald hugh! hugh! hugh!
Tönt ihr Ruf; denn im Flug
Jenen erreicht ihr Pfeil; hernieder
Taumelnd sinkt zur Wog' er mit gelähmtem Gefieder.

Doch sieh! die Fluth
Färbend mit seinem Blut,
Schwinget sich sterbend der Durchbohrte
Auf zu dem Fall, zur Tod, Tod immer bringenden Pforte.

Beid', Falk' und Pfeil?
Sie verfolget in Eil
Zornig mit Hast den Halberrung'nen.
Ihn da erhascht der Tod, Strudel, die nimmer Be-
zwung'nen.

Sie sieht's zu spät,
Sieht, daß heim es nicht geht.
Kämpfend erfaßt sie Blum' und Moose,
Inseln des Stroms erblüht, hält in den Händen die Rose.

Kein Fuß betrat
 Ze den lockenden Pfad.
 Der Indianer er erschauet
 Vor sich die Näh' des Herrn, der hier sein Reich hat er-
 bauet.

Ist groß die Noth,
 Größer dünkt ihm der Tod.
 Aufrecht er steht, er kreuzt die Hände,
 Richtet hinauf den Blick ernst — und erwartet sein Ende.

Durch's Farbenthor
 Reißt der Strudel empor
 Nachen und Mann — der Welt verloren,
 Nie mehr gesehn ist der, den seine Mutter geboren.

Ottilie Kapp,
 geborne v. Rappard.

B a k t s c h i s a r a i .

(Fortsetzung.)

Die Chane der Tartaren sind nicht nur selbst alle vollzählig auf dem für sie bestimmten Gottesacker des Schlosses zu Baktschisarai zu ihren Vätern versammelt, sondern auch die meisten ihrer jüngeren Söhne, Töchter und Mütter sind hier, wenn nicht mit Pracht, doch mit augenscheinlicher Sorgfalt und Liebe begraben. Es ist ein charakteristischer Zug der russischen Nation, die eine große Zukunft vor sich hat, und sich um sentimentale Andenken nicht kümmern kann, daß sie nur respektirt, was sich lebend geltend macht und ihrer Todten leicht vergißt. Ebenso charakteristisch ist es für die Tartaren, daß sie ihre Verstorbenen hoch ehren. Während man daher in Moskau den Zaren Denkmäler errichtet sieht, die einen Mann von Geschmack wieder aus dem Grabe erstehen lassen könnten, um diese barbarische Steinlast von der Brust zu werfen, finden wir bei den Tartaren einen so freundlichen Gottesacker mit so hübschen Monumenten und überhaupt so lachenden Angesichts, daß auch ein Lebender wohl versucht werden könnte, hier sein Ruheplätzchen zu wählen. Ich muß gestehen, nach der hübschen Insel, auf welcher die gothischen Herzöge ruhen, möchte ich nirgends so gern das jüngste Gericht erwarten, als auf diesem Kirchhofe der Chane. Einigen von ihnen sind eigene Dürbä's (Mausoleen) errichtet. Einige liegen nebst mehreren Sultanninnen, so Thera Sultane, Fatma Sultane u. s. w. vereinigt in einem größeren Gebäude. Die meisten aber liegen im Garten selbst unter freiem Himmel, von Bäumen und Weinlaub beschattet. Die Monumente, welche diese letzteren haben, sind alle aus Marmor. Es sind große Marmorplatten zu der Form eines Sarkophags zusammengestellt. Die offenen Marmorkästen sind mit

Erde aufgefüllt, und darauf hübsche Blumenbeete angepflanzt. Auf dem einen Ende der Sarkophage ist die sie abschließende Marmorplatte höher als auf dem anderen. Auf der höheren Platte steht die Inschrift und oben darauf, wenn der Todte ein Mann war, ein großer Turban, wenn ein Weib, eine persische Frauenmütze. Der Marmor ist immer sehr schön weiß, und die Gräber auf's Beste erhalten. Die Bildhauer-Arbeit ist an allen Monumenten nichts weniger als roh, Alles sehr sauber und mit Fleiß gemacht. Die Schrift wie von Arabischen Kalligraphen eingemeißelt, und wenn man sich auch wohl erklären kann, woher die Chane solche Künstler bezogen, so ist doch bemerkenswerth, daß sie es der Mühe werth fanden, sie in Thätigkeit zu setzen. Die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Grabmälern füllen Blumenbeete und Gebüsche aus, und über ihnen ziehen sich schattige Laubgänge von Weinstöcken und Zickwa's (Kürbissen) hin, an welchen letzteren jetzt sehr sonderbar gestaltete Früchte herabhängen, die bei einem Zoll im Durchmesser ellenlang waren. Die Geschichte des Todes und Begräbnisses jedes Chans wäre ohne Zweifel interessant gewesen. Jede hatte etwas Besonderes. Und nach Dem, was wir mittelst unseres Dolmetschers darüber aus dem nicht Russisch sprechenden Mullah herausbrachten, waren wir nahe daran zu glauben, daß wir uns auf einem Kirchhofe von lauter Selbstdenkern und originellen Philosophen befänden. Jeder hatte sich sein Grab auf eine besondere Art stellen lassen, und dabei eine besondere ihn leitende Idee vor Augen gehabt. So hatte z. B. Dewlet-Gerei-Chan sich zwar ein Dürbä bauen lassen, aber ein offenes ohne Dach „weil,“ wie er sagte, „er den Himmel so schön und erhaben fände, daß er beständig aus seinem Grabe nur ihn, die Wohnung Gottes, zu sehen wünsche.“ — Ein Anderer dagegen hatte sich das Mausoleum ringsum vermauern lassen, „weil,“ wie die Inschrift lautete, „er sich nicht werth fände, auch nur vom kleinsten Strahl der Sonne Gottes beschienen zu werden.“ — „Dieser Weinstock,“ sagte der Mullah durch den Mund unseres Dolmetschers, „wächst auf dem Grabe von Toktameisch-Chan. Dieser Fürst ließ ihn hier über seinem Kopfe pflanzen, damit er (der Fürst) doch wenigstens im Tode Früchte brächte, an denen sein Leben so arm gewesen.“ — Hier unter der Regentraufe des hohen Dachs der Moschee ließ sich Selim-Gerei-Chan begraben. Er wählte diese Stelle, wo der Regen stets auf ihn herabträufelt, weil, wie er hoffte, dieß Himmelwasser ihn mit der Zeit rein waschen könnte vom Schmutze seiner Sünden, deren er so viele zu haben wähnte, wie Tropfen aus einer Wolke fallen.“ — Welche Selbstkenntniß gehört dazu, sich so

sündhaft zu sünden, wie dieser Selim, und welche erhabene innere Seelenbildung, um des Himmels Schönheit so tief zu empfinden, wie jener Dewlet! —

Die Moschee des Palastes ist die größte in Baktschisarai. Sie ist von Sehlamet-Berhei-Chan erbaut zur Ehre Gottes, und um für sich und seinen Vater Gottes Gnade zu erlangen. Die Inschrift, welche dieß verkündet, und nicht wie unsere europäischen, in hölzernem Capidarstyl, sondern, wie alle orientalischen Inschriften, im Schwunge einer Dithyrambe abgefaßt ist, lautet nach der Uebersetzung des Herrn v. Montaudon, wie folgt:

„Wer war Hadji-Selim-Berhei? — Hadji-Selim war der ausgezeichnetste aller Chane. Er war Gottes Hero! Möge Gott ihm die Güter des ewigen Lebens verleihen zur Belohnung für diese Moschee, die sein Sohn erbaute.“ —

„Hadji-Selim in seinem Wesen, ist vergleichbar dem Rosenstrauch. Der Sohn, welcher von ihm gezeugt wurde, ist eine Rose. Beide, Rosenstrauch und Rose, wurden zu ihrer Zeit mit Ehren gekrönt im Pallaste. — Selim-Chan's einzige frische Rose ist der Löwe des Padscha geworden, der Chan der Tartarei Sehlamet-Berrei-Chan.“

„Mit dieser Inschrift hat Gott meine Wünsche in Erfüllung gehen lassen, Gott dem Herrn allein zu Ehren hat diese Moschee erbauen lassen Sehlamet-Berei.“ —

Die Moschee selbst ist so einfach, wie das Gotteshaus einer Gemeinde der Reformirten, und man kann es sich erklären, wie die Mahometaner, die an solche leere Räume gewöhnt sind, uns Christen für Götzen-Anbeter halten können. — Der Boden der Moschee war mit schönen ägyptischen Teppichen bedeckt, und auch hier fühlten wir wiederum, wie sehr die Andacht durch sie und das Stiefelausziehen befördert würde, und wie wunderbar, — welche Sensation kein Christ in seinen Kirchen mit seinen lärmenden Füßen je erfährt, — fromme Gefühle aus den Fußzehen in das Herz strömen. Statt der in unseren christlichen Kirchen so häufigen, oft sowohl Auge als Herz beleidigenden Darstellungen aus dem Marterleben von Heiligen und aus der Vertilgungs-Geschichte von Ketzern, statt der Märtyrer-Gerippe und der zahllosen lächerlichen Reliquien, fanden wir, wie bei den Protestanten, nur sinnreiche Sprüche an die Wand geschrieben, die meisten über den Fensteröffnungen. Solche Sprüche waren z. B.: „Gott allein und kein Anderer kann allen den Weg der Wahrheit anzeigen.“

„Hienieden, wie im anderen Leben, erlangt man das Heil nur durch gerechte Gedanken.“

„Ein jeder hienieden und in der anderen Welt wird Ruhe und Glück nur in der Einsamkeit finden.“

„Gottes Wille geschehe überall.“ —

Einige waren freilich mehr mahometanisch.

„Durch Deine Einsicht, Prophet, ist die Welt erleuchtet.“ —

„O Herr, Schatz der Gnade und Milde, befreie uns von den sieben schrecklichen Uebeln der Hölle!“

„Mein sehr geliebter Prophet! Ich habe Dich in die Welt geschickt zum Heile aller Völker!“

(Beschluß folgt.)

Der mit einem Fiaker verkehrende Friedensrichter.

Ein Friedensrichter in Westmünster ließ sich durch einen Fiaker in ein Kaffeehaus fahren. Dort angelangt, fordert der, um den Betrag des Fahrgeldes befragte, Fiaker 18 Pence. Das ist zu viel, spricht der Friedensrichter. Der Fuhrmann versichert, daß die geforderte Summe die angenommene Taxe sey. Kannst Du beschwören, antwortete der Friedensrichter, daß du mich nicht übertheuerst? Ja, das kann ich mit gutem Gewissen, war die Antwort. Sogleich zog der Friedensrichter eine Handbibel aus der Tasche hervor. Der Fiaker mußte nach gegebener Weisung seine rechte Hand auf dieselbe legen und die ihm vorgesagte kurze Eidesformel nachsprechen. Nun griff der Friedensrichter in seine Tasche, zahlte dem Fiaker 6 Pence, mit dem Bemerkten: 12 Pence bekomme ich für Abnahme des Eides. Bevor noch der Fiaker durch Kopfschütteln und wer weiß, wodurch noch mehr, seine Verwunderung über diese Zahlungleistung ausgedrückt haben mochte, ließ sich der Friedensrichter schon seine Tasse Kaffee wohl schmecken.

A p h o r i s m e.

Nicht selten machen erfüllte Wünsche den Menschen unglücklicher als verfehlt; denn meistens besteht das Unglück der letztern nur in der Einbildung, während das der erstern in Wirklichkeit auftritt.

Julie v. Großmann.

Gutgewendete Censur.

Wem Censor das geistverblüchne
Libell streicht fürchterlich,
Dem wird das Ausgestrichne
Geistreicher Gedankenstrich!

Fr. Faber.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz = Nachrichten.

Wanderungen durch Straßburg.

(Beschluß.)

Kein öderer Anblick in der Welt, als die Hofräume der Straßburger Akademie, wenn man das eigenthümliche, lebhafteste Getreibe einer deutschen Universität damit vergleicht. Hier wächst häufiges Gras zwischen den Pflastersteinen hervor, der einzelne Fußtritt eines Professors oder weniger Kuristen hallt weit nach, und nur an den Tagen, an welchen das naturhistorische Museum offen steht, drängt sich bei gutem Wetter ein Häuflein fashionabler Welt oder eine Schaar Weltfahrer am Spazierpfade durch die betreffende Pforte. Dort, in Deutschland, ein Gerenn, ein Hinaus- und Hineindrängen, ein Gewühl, ein Sporengelirr, ein Stimmtrouble, daraus sich mit genauer Noth die Kritik der eben erlebten Vorlesung oder eine Absprache für eine nachmittägliche Lustpartie heraushorchen läßt. — Diese schlagende Verschiedenheit im Aeußern der beiden gleichnamigen Institute ist jedoch nur das Bild ihrer eben so verschiedenen, innern Organisation. In Deutschland ist die Universität eine Blume, die auf den Ruinen des Mittelalters fröhlich fortblüht, die sogar vom Morgenthau der neuesten Zeit recht frisch gestärkt zu werden scheint: sie fordert eine gewisse antiquarische Ehrfurcht vor der Allongeperrücke, obgleich dieselbe mit Märzveilchen fast überdeckt ist. In Frankreich ist die Universität moderner, auf Nutzen und Realität gehend, keine gothische Kirche, sondern ein Salon. In Deutschland muß der Student die Kollegien testirt haben, man hält seine Gegenwart auf der Akademie, mithin Einfluß der Gemeinschaftlichkeit und gewissermaßen passives Aufnehmen des vorhandenen Stoffes für unumgänglich nöthig; aber das Maturitätszeugniß kann schwerlich entbehrt werden, man verlangt Garantie für die schadlose Anhörung Alles und Jedem. In Frankreich ist die Anwesenheit in der Universitätsstadt nicht erforderlich, die Examina hängen nicht mit dem Testirbogen zusammen; auf der andern Seite hat an einer Masse von Kollegien Jedweder Theil, der den für ihn daraus erwachsenden Nutzen nur irgendwie dokumentirt. In Deutschland ist die Universität selbstständig, Corporation, oft das höchste Urtheil in Staatsfragen abgebend; erst in neuerer Zeit hat man sie sowohl beknappen als auch hin und wieder unter die Vormundschaft des Staates und der Kirche nehmen wollen. In Frankreich ist sie Behörde, die alle Gymnasien ihres Umkreises, oft mehrerer Departements, dirigirt, das Mittelglied zwischen ihnen und dem Ministerium und das Centrum bildet, dahin alle Rapporte zusammenlaufen. Was an der Straßburger Universität noch am Meisten an deutsche Verhältnisse erinnert, ist die protestantische Fakultät, ein übrig gebliebener Stamm der ehemaligen protestantischen Universität. Sie ist dem Ort und der Art ihrer Wirksamkeit nach ganz von der übrigen Universität geschieden, ihre Vorlesungen werden im protestantischen Seminar gehalten, ihr Director ist wählbar und wechselt alle zwei Jahre. Es wird deutsch gelesen, weil die Mehrzahl der Candidaten Elsässer sind; nur für die Franzosen aus dem Innern wird, falls solche da sind, derselbe Kurs französisch wiederholt. Diese protestantische Fakultät und mit ihr das protestantische Consistorium ist der eigentliche Stammhalter dessen, was namentlich im Dep. du Bas-Rhin noch deutsch ist, ja ohne sie würde das ganze Elsaß den Proceß seiner Assimilirung vielleicht längst vollendet haben. Deutschen Gottesdienst, deutschen Primärunterricht, deutsche Confirmation: das hat

der wissenschaftliche Protestantismus zu Straßburg durch Scylla und Charybdis hindurch, vermöge einer zahllosen Reihe von Ehrenmännern und Kämpfern, bis auf diesen Tag durchgejeht.

Die Bevölkerung Straßburgs selbst, so wie seiner nächsten Umgebungen, ist den deutschen Einrichtungen nach vollkommen gewachsen, man versteht und schreibt hier größtentheils noch das reine Deutsch. Je weiter man hinauf, nach der Schweiz hin kommt, desto schlimmer stehn die Sachen. In Colmar z. B., der Hauptstadt des Haut-Rhin wird die deutsche Predigt kaum halb verstanden und bei dem Confirmationsunterricht kommen häufige Unzulänglichkeiten vor. In dieser Stadt ward die Gerichtsbarkeit seit der Revolution französisch ausgeübt, was in dem Zeitraume von 50 Jahren ganz über das Schicksal der beiden Sprachen entschieden hat. Die deutsche Sprache an sich, wie man sie in Straßburg hört, ist schlechter als die Colmarer, z. B. die erstere ist ein Gemisch von fränkischen, schwäbischen und elsässischen Elementen, während die letztere viel von dem allemannischen Dialekt Hebels enthält, zwar grob und rüde lautet, aber dennoch den Vorzug vor dem jüdischen Jargon Straßburgs verdient. Aber trotz dem wird Straßburg in 50 Jahren immer noch doppelt so viel deutsches Idiom haben, als Colmar jetzt. Das ist das Schicksal der Sprachen, an solchen Kleinigkeiten hängt es.

Der Wiederbelebung der guten deutschen Sprache, für die unter Anderm das Ministerium Salvandy so Vieles thut, steht ein unüberwindliches Hinderniß entgegen. In allen deutschen Provinzen herrscht ein mehr oder minder abnormes Patois, ein platter, provinzieller Dialekt, der oft, z. B. in Westphalen, Pommern, Baiern eben so sehr vom Schriftdeutsch abweicht, als das Patois im Elsaß. Aber alle diese deutschen Provinzen haben die gute deutsche Umgangssprache im Hintergrunde und ergänzen sich unbewußt an ihr. Der Bauer, der in Westphalen oder Pommern seine Hühner auf dem Markte im rauhsten Patois löschlägt, spricht oder versteht mindestens, wenn er gleich darauf ins Notariat tritt, das reine Deutsch. Sein Plattdeutsch ist gleichsam nur ein üppiger Schößling, ein üppiger Ast am Baume der in sich festgewurzelten Sprache: das Patois im Elsaß ist ein vom Boden losgelöster Kaktus, der an einem Faden fortwächst, keine Wurzel und keinen Anhaltspunkt und zwar das Ansehen hat, als sey er im besten Gedeihen, aber endlich ein Kaktus bleibt und verschmachtet.

Er blüht noch zuweilen, der Kaktus: unzählige Male bin ich in Straßburg unter dem Tone eines deutschen Volksliedes eingeschlafen, unzählige Male habe ich im Elsaß gehört, wie man das Französische wegwarf, sobald die Conversation Kopf und Herz ins Mittel zog und mehr als Form seyn wollte. Aber es bleibt ein Kaktus, ein schöner Arm des deutschen Blütenbaumes stirbt ab und unheimlich wird er einst dem Wanderer leuchten, der ihn für ein Gespenst halten mag.

Es ist Schade, daß in dem schönen Landstriche zwischen Rhein und Vogesen nicht das reine Deutsch wiederklingt! Schade, daß auf dem Boden, wo in alter und junger Zeit die Helden der deutschen Poesie sich herumtummelten, der deutsche Reim nicht hallt und wiederhallt! Fragt Ihr aber die Menschen selbst, und trifft Ihr nicht gerade einen Dilettanten, der noch am Ende gar schön thut, weil er deutsch lesen kann, so hört Ihr überall den Refrain, allüberall: „Wir sind Franzosen und wollen es bleiben!“ Immer noch glückliche Geschichte eines Landes, die bei allem seit 80 Jahren erlebten Schauer- und Greuelhaften in ihren Kindern noch solch einen Wunsch lebhaft erhält!

Dr. K.